

»Heult doch!«

Heimaten als »gefährliche Begegnungen«?*



Thomas Krüger ist Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung

Der Essener Kabarettist und Satiriker Hagen Rether erinnert in der jüngsten Ausgabe seines Programms, das seit nunmehr 15 Jahren »Liebe« heißt, an die ungleichen Versuche von Ex-FBI-Chef James Comey und Papst Franziskus, Donald Trump öffentlich »zusammenzufalten«. Er habe sich, vor dem Fernseher sitzend, dabei erwischt, dass er jeweils Comey und dem Papst die Daumen gedrückt habe. Irgendwann habe er sich allerdings gefragt, ob er verrückt geworden sei: er, daumendruckend, auf der Seite von FBI-Bossen und Päpsten? Er kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass heute alles möglich werde, wenn nur der Referenzpunkt tief genug hänge.

Etwa so ist es mir ergangen, als die Teilnehmer/innen der Konzeptions-Runde des Kulturpolitischen Bundeskongresses vor zwei Jahren mit dem Vorschlag auf uns zukamen, Heimat zum Thema des diesjährigen Kongresses zu machen: Waren es nicht die Rechtspopulisten, die den Begriff in die politische Debatte eingeführt hatten, um ethnisch definierte Privilegien einzufordern, frei nach dem Orwellschen Paradigma »Alle sind gleich, manche sind gleicher«? Muss man denn über jedes Stöckchen springen, das einem hingehalten wird? Ist uns überhaupt bewusst, wie hier mit dezidiert gesetzter Sprache tektonische Verschiebungen in der Gesellschaft erzeugt werden? Sprache spiegelt

nicht nur gesellschaftliche Realität, sie schafft sie auch.

Bemerkenswert ist, dass die Debatten des letzten Bundeskongresses, der noch die globale Perspektive fokussiert hatte, nachwirken. Die Analysen der Politikwissenschaftler und Soziologen wie Wolfgang Merkel, Andreas Reckwitz und zuletzt auch Cornelia Koppetsch, nach denen neben die vertikale Schichtung von Arm und Reich, Status und Stellung eine eher horizontale Struktur der kulturalisierung tritt und an Dominanz gewinnt, haben an Evidenz gewonnen, werden breit diskutiert und präzisiert. Die Kulturalisierung des Sozialen hat in ihrer kulturessentialistischen Spielart die überraschende Folge, dass das Feld der Kulturpolitik aufgewertet und von der Rechten auf das ideologische Schlachtfeld geführt wird. Es wird höchste Zeit, dass wir uns in den Kulturinstitutionen wie im Feld der Kulturpolitik mit dem Verständnis von Heimat befassen und unsere Praktiken überprüfen.

»Heimat« ist eine Konstruktion. Jede und jeder versteht etwas anderes darunter. »Heimat« bekommt man nur im Plural, erst recht in einer »Gesellschaft der Singularitäten«. Wollten früher – überspitzt formuliert – alle einen VW, einen Fernseher und eine Waschmaschine, geht es

* Heinz Bude: »Ich plädiere für gefährliche Begegnungen«, Deutschlandfunk: Kulturfragen vom 24.02.2019



Thomas Krüger auf dem
10. Kulturpolitischen
Bundeskongress in
Berlin
© www.becker.camera

heute um die richtige Schule für das eigene Kind, die außergewöhnliche Ferienreise jenseits des Massentourismus und den ultimativen Geheimtipp für ein veganes Restaurant. Diesen, nur an ihre Besonderheiten denkenden Hyperindividualisten stehen zunehmend wütende Kulturessentialisten gegenüber, die, wenn auch auf verschiedene Weise, Zusammenhalt und die Welt von gestern im heute suchen. Wer über Heimat nachdenkt, ohne das emanzipierte Individuum mitzudenken, landet schnell bei einem aufgeblasenen romantischen Begriff von Heimat, einer Schimäre.

Franz Kafka beschreibt in seiner kurzen Erzählung »Heimkehr«, was dem Individuum passiert, je näher es seinem »Heim« kommt. Er bedient sich dabei des Motivs des »verlorenen Sohns«, erzählt die Geschichte aber aus der Perspektive des Sohns und nicht des Vaters. »Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht, ich bin sehr unsicher. Meines Vaters Haus ist es, aber kalt steht Stück neben Stück, als wäre jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die ich teils vergessen habe, teils niemals kannte.« Kafka beschreibt die Heimkehr, die die Motive von Zugehörigkeit und Herkunft reflektiert, als einen Entfremdungsprozess. Ein selbstbewusst werdendes Individuum, das selbst und nicht in einer Gruppe Geschichte schreibt, steht so etwas

wie »Heimat« seit der Moderne ratlos gegenüber. Und ich gebe zu, dass auch mir der Heimatbegriff vor diesem Hintergrund suspekt bleibt. Aber eine diskursive offene Gesellschaft sollte grundsätzlich gesprächsbereit bleiben und verschiedenen Heimat-Verständnissen Raum geben.

Unterscheiden lassen sich u.a. die folgenden Typen von »Heimat«:

1. Der kritische Heimatbegriff, der »Heimat« als Herrschaftsbegriff versteht, markiert die Praktiken des Ausschlusses. Hier werden asymmetrische Machtbeziehungen aufgedeckt, die die Auf- und Abwertung von Menschengruppen induzieren. »Heimat« muss in diesem Sinne als Begriff dekonstruiert werden. Eine Gesellschaft der Gleichen und Vielen braucht deshalb Strategien der Entheimatung, um die Ansprüche der Gleichheit überhaupt einzulösen. Aber: Wenn Zugehörigkeit und Herkunft verhandelt werden sollen, dann bleibt diese Dekonstruktion auffällig emotionslos. Wenn der Begriff »Heimat« erst zerstört ist, so die Suggestion, dann werde alles gut.
2. Der inklusive Heimatbegriff geht aufs Ganze. Er dekodiert den Heimatbegriff durch eine neue Kodierung, eine Projektion, in der eine Hei-

mat der Vielen für möglich gehalten wird. Ein Beispiel? Ich zitiere aus dem Song B-Style der Berliner Band RotFront:

»Wir haben Jogger wir haben Hänger wir haben Rapper wir haben Sänger/ wir haben Deppen wir haben Kenner/ wir haben Zecken wir haben Banger/ wir haben Reiche wir haben Penner/ hier haben Kneipen bis es dämmt Bier/ und Weiber wie auch Männer kriegt man beides für ein Tenner/ also komm nach Berlin nimm dir Zeit komm vorbei du bist pleite kauf hier alles für ein Apfel und ein Ei jeder Bezirk hat ein eigenes Amt Berlin ist keine Stadt Berlin ist ein Heimatland«

Ein solches inklusives Verständnis ist natürlich eine große Einladung zur multiplen Aneignung von Heimat. Aber konfliktfrei ist diese inklusiv gedachte Gesellschaft sicherlich nicht. Mit einem verklärten hyperindividualistisch gelebten Kosmopolitismus und einem unkritischen Multikulti wird man der Komplexität und den unterschiedlichen Interessen sicherlich nicht gerecht.

3. Bleibt ein romantischer Heimatbegriff, der Zugehörigkeit und Herkunft retroutopisch organisiert. Jeder Mensch hat seine Geschichte und die reicht quasi in ein Stadium der Unschuld zurück, aus dem man zur eigenen Selbstvergewisserung von Zugehörigkeit und Herkunft die eigene Erzählung schöpft. Ich will dieses Verständnis nicht von vornherein diskreditieren und deshalb verstehen, wie man aus solchen Heimaterzählungen die Abgründe der jüngeren Geschichte »rauserzählen« kann, ohne »rot« zu werden. Faschismus, Kolonialpraktiken und Kommunismus liegen bis heute wie Mehltau auf dem Heimatbegriff und vergiften ihn.
4. Eine zweifelsohne besondere Form ist der postutopische Heimatbegriff. Ein Beispiel dafür ist die Behauptung einer »DDR-Heimat«. Ich zumindest kann mich nicht erinnern, dass außerhalb der lächerlichen Agitpropmaschine des SED-Apparates mit der DDR so etwas wie Heimat verbunden wurde. Heute dagegen feiert »DDR-Heimat« fröhliche Urständ. Bei Lichte besehen beginnt die postutopische DDR-Heimat damit erst nach dem Untergang der DDR und markiert wohl eher die Differenz zu einer westdeutschen Zugehörigkeitserzählung.

Es gibt sicherlich weitere Heimatmodelle. Die Frage aber bleibt, wie es uns gelingen kann, diese völlig unterschiedlichen Perspektiven miteinander ins Gespräch zu bringen. Vielleicht braucht es hier die »gefährlichen Begegnungen«, von denen Heinz Bude spricht. In seinem aktuellen Buch »Solidarität. Die Zukunft einer großen Idee« schreibt Bude, warum sich die »Kinder« der französischen Revolution neben *liberté* und *égalité* für *fraternité*

als dritten Begriff entschieden hatten: Gemeinsam hatten sie Ludwig XVI., den »Vater« getötet. Nicht nur aus der Notwendigkeit zum Zusammenhalt, sondern auch aus der gemeinsamen Schuld heraus, entstand ein aufeinander Angewiesen-Sein und der Zwang, sich gegenseitig zu überwachen. Spätmoderne Gesellschaften werden also bestenfalls Solidargemeinschaften untereinander Unvertrauter sein, wie Paul Mecheril es beschreibt. Oder sie werden nicht sein. Exklusiv gedachte Volksgemeinschaften, wie sie die Neue Rechte proklamiert, sind weltfremd und werden, so hoffe ich doch, auf entschiedenen Widerstand treffen. An ihre Adresse kann ich nur richten: »Heult doch«! Eure reaktionären Phantasien werden unsere Inspiration sein, es mit den »gefährlichen Begegnungen« zu versuchen und Herkunft und Zugehörigkeit neu zu denken und zu leben.

Seit 70 Jahren ist das Grundgesetz immer noch die Rechtsgrundlage für eine weniger räumlich gemeinte, sondern ideelle Heimat, in der sich viele geschützt, aber frei entfalten können – auch über Grenzen hinweg. In einer noch unveröffentlichten Studie von Professor Jens Adam von der Universität Bremen lassen sich positive Ansatzpunkte für eine Kulturpolitik finden, die den Heimatgedanken über nationalstaatliche Grenzen hinweg neu fassen will. Jens Adam votiert dafür, die Auflösung gewohnter Grenzen nicht nur anzuerkennen, sondern kulturpolitisch produktiv zu machen. Nötig dazu ist laut Adam die Schaffung von Freiheitsräumen für und Zugängen zu Kunst und Bildung jenseits klassischer nationalstaatlicher Zuständigkeiten, eine sukzessive Überführung kulturpolitischer Infrastrukturen in europäische Konstellationen und die stärkere Öffnung inländischer Kulturinstitutionen für Koproduzent/innen aus dem Globalen Süden. Norbert Sievers, unser Partner beim Kulturpolitischen Bundeskongress seit fast 20 Jahren, beschreibt Heimatpolitik folgerichtig als Kulturpolitik, die sich mit den Gegenwarts- und Zukunftsproblemen aufklärend und ideologiefrei auseinandersetzt, um eine lebenswerte Welt zu gestalten, die möglichst allen Menschen selbstgewählte Heimaten im Plural ermöglicht. Das kann ich unterschreiben und möchte dabei die Gelegenheit nutzen, Norbert Sievers für die vielen Jahre der guten Zusammenarbeit zu danken. Für die politische Bildung war er der ideale Partner: solidarisch, kritisch, streitbar, intellektuell und mit einem Sensor für die heißen Fragen der Zeit ausgestattet. Ich und meine Kollegin Sabine Dengel werden die Abstimmungsprozesse und Diskussionen mit ihm schmerzlich vermissen. ■